

48] Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Die klingenden Hochbahnzüge durchfahren in allen Richtungen die Nebelseele. Er sprang an einer Vorkriegsstation auf; von dem lustigen Perron aus sahen die Straßen aus wie glänzende Aquarien, in denen unförmliche Wassertiere umherschwebten — Tintenfische und Goldfische, Aale, Quallen und Polypen. Von den Rohrbänken des langen Waggons aus blickten an den Scheiben Schatten und Lichter in gleichmäßigen Zwischenräumen vorbei; das waren die Rechtecke der Häuserfassaden — Wandflächen zwischen Fenstern und Straßenlücken.

Der Zug bremste, daß Glas und Lampen klirrten und die Schaffner schrien von Plattform zu Plattform: Umsteigen nach der Brücke und Fulton Straße.

Er überlegte, ob er die Fähre oder die Brückenbahn nehmen sollte. Aber der Nebel über den Hudson, von dessen noch fernen Ufern Tausende von Schiffen und Fahrzeugen lärmten und schrillten, wirkte abschreckend. Und er stellte sich in die riesige Menschenreihe, die sich gleich einer kolossalen Schlange gegen die Willettballen unter dem Brückengewölbe hin ringelte.

Mitten auf dem mächtigen Brückenspann sah er durch das Stabellnetz einen entfernten Lichtkegel — den Fackelstrahl der Freiheitsstatue, der vergebens sich anstrengte, den immer dichter werdenden Nebel der Nacht zu durchdringen. Eine Toplaterne auf einem Dreimaster schwebte tief darunter, und eine Reihe Boote zog in langsamer Karawane auf der Lichtspur dahin. Als sie unter die Rotunde der Zwillingstadt einbogen, erblickte er in einem blitzschnellen Durchschneiden die fünfteilige Terrassenformation der Geh-, Fahr- und Gleisebahn der Niesenhängebrücke.

Die Fultonmündung war ebenso gedrängt voll wie der Eingang vom Broadway, und der Straßenlärm und Wirrwarr genau derselbe. Die Lichtreklamen schimmerten flüchtig durch Nebelregen, Beleuchtung und Hausdecken erinnerten an Kulissen und Bilder einer großen Bühnendekoration, und die Italiener, die sich heiser schrien mit dem Ausbieten ihrer gerosteten Peanuts mochten Theatermaschinen darstellen. Ein Säuhmann unter einer Partir bedeutete Helge, daß das Eldorado-variété im nächsten Stadtbezirk liege.

Er trieb mit dem rechtsseitigen Strom weiter und passierte ein paar tosende und barbarisch erleuchtete Portale, deren Transparente die Vorführung von Meerjungfrauen, Kindern mit zwei Köpfen und Weibern mit Drachenschwänzen verhießen, und gelangte schließlich zu einer prächtig erleuchteten Ecke, die in illuminierten Fassadenschrift gleichzeitig sich als Edenmuseum, Grottenafé, Startheater und Eldorado-variété entpuppte.

Wendel las die großen Anschlagzettel. Es war das übliche kosmopolitische Programm mit seltsamen Namen und exzentrischen Bewörtern. Die Clounummer — durch rote Punkte und blaue Ausrufungszeichen besonders hervorgehoben — bildete das Auftreten einer Truppe von Akrobaten, die den dreifachen Sprung von der Kofals mit drehbarem Fallschirm und brennenden Fackeln ausführte, was unter dem Namen „der Todesprung oder Saltomortale der Hölle“ ging.

Helge starrte auf die bunten Lettern.

Nein, die Schwestern Fanchetti waren nicht darunter.

Er näherte sich einem Portier in rotem Mantel, blauem Reibgurt, Bärenpelzturban mit weißer Feder und einem vergoldeten Stab in der Hand.

— Sind die Schwestern Fanchetti nicht hier? fragte er.

Oh noch der Portier Zeit gefunden hatte, ihm zu antworten, öffnete sich eine Kiosktüre, und aus der Vertäfelung schlängelte sich ein bis zum Neuharsten magerer Herr — vielleicht eine der Kuriositäten, die im Edenmuseum gezeigt wurden —; dieser schnappte augenblicklich die Frage auf und

antwortete mit telegraphischer Eilfertigkeit, wobei seine langen, gelben Pferdehähne wie Lasten klapperten:

— Jan—chetti—is — nicht — hier — diese — Woche. Neues — Programm — jeden — Dienstag. — Gestern — zum — letztenmal.

— Und — wo — sind — die Fanchettis — jetzt? fragte Helge, indem er ganz unbewußt die eigentümliche Sprechweise des Mannes nachahmte.

Der telegraphische Schatten, der ersichtlich sich von dieser Nachhaffung keineswegs gekränkt fühlte, hatte augenblicklich weiter:

— Die — Fanchettis — sind — heute — in Boston — Globe-Theater.

Und damit verschwand er in einem Spalt der Vertäfelung neben dem Willettshalter.

— Na! dachte Helge. Also damit wäre es nichts. Einerlei — es ist wirklich ganz gut so.

Und recht heiteren Muts drehte er sich pfeifend auf dem Absatz herum, so hastig, daß er uns Haar über ein Paar gefallen wäre, das vom Trottoir quer auf den Eingang zu steuerte.

Es waren ein Herr und eine Dame. Bendels rasch hingeworfene Entschuldigung verstummte plötzlich, und er blieb — mit der ersten Silbe noch auf der Zunge — stehen:

— Aus . . .

Es war Herr Forsmann, über den er beinahe gestolpert wäre.

Ein eleganter Herr Forsmann, mit glänzenden Gummischuhen und einem Rohrstock mit einem in Girschhorn geschnittenen Hundekopf als Krücke. Der Kragen war weiß, mit blauen Mäandern, und die Manschetten waren weiß und rot gestreift. Eine schöne grüne Kravatte war so gebunden, daß die Enden unter die Hemdbrust geschoben waren, damit ein goldener Hemdknopf zu seinem Recht kommen sollte. Im Knoten steckten nicht weniger als zwei Kravattennadeln: die eine, aus Metall, stellte ein Hufeisen mit Steinen in vier Farben vor, die andere war ein großer Brillant aus künstlich geschliffenem Glas. Im Rockaufschlag sahen eine kleine, emaillierte, amerikanische Flagge, ein Schild mit mystischen Buchstaben und ein rundes Porträt auf einem goldbefranzten Band, das einen zu einer Wahlkandidatur aufgestellten irländischen Ehenwirt vorstellte. Sogar der Aufschlag der Weste wies ein paar emaillierte Knöpfe mit geheimnisvollen Zeichen und Insignien auf. Die Westentasche war vollgepfropft mit Zigarettenpaketen.

Herrn Forsmans Gesicht war sehr mager und um die Augen liefen gelbbraune Ringe. Die Haut um den Mund spannte sich ganz sonderbar, als wäre sie aufgeklebt. Sein Atem roch nach Bismut.

Im übrigen aber war er höchst selbstbewußt und lebensvoll.

— Forsman! stieß Helge hervor.

Forsman, der sofort gesehen hatte, daß Helge einen neuen Anzug trug, war sehr liebenswürdig und deutete mit einer grobartigen Handbewegung auf seine Dame:

— Hier — mein kleines Herzlieb.

Die Dame, klein und schlank und von einer seltsamen, automatenhaften Steifheit, aber mit einem riesigen Hut voll wehender Blumen, Federn und Arafassen, fiel ihm ins Wort:

— Braut, Liebster! Verzeihe.

— Oh — ja — sagte Forsman — mein kleines Herzlieb Braut — Miß Johnson. Wir haben just den Laden geschlossen und wollten einen kleinen Spaziergang machen. Sie sehen, ich bin in ihres Vaters Geschäft angestellt. Ja, Wendel — es geht mir augenblicklich recht gut. U. S. A., alter Junge, haben einen Mann aus mir gemacht. Ich kehre nicht wieder ins alte Land zurück; sondern ich bin jederzeit bereit, es laut zu bekennen: Ich bin ein guter amerikanischer Bürger, Herr. Ich liebe den Fgel (womit Mr. Forsman vermutlich den Adler meinte), und ich jage heute und allezeit: Der Fgel und unser Heimatland!

Wendel sah seinen einstigen Kameraden und Landsmann an. Er dachte: ich glaube, ich sag' es ihm nicht, daß ich auf der Heimreise bin . . .

Weihnachtslegenden.

Von Kurt Eisner

I.

— Gut, fuhr Forsman fort, wir wollten gern zu irgend-einer Schau gehen, und hier im Eldorado haben sie jeden Dienstag neue Attraktionen. Kommst Du mit, Bendel?

— Nein — ich muß hlaüber aufs Kontor — Geschäft, Du weißt . . . sagte Helge.

— Sehr wohl. Ich und meine Kleine . . .

— Verzeih, Lieber, Braut! sagte ernsthaft unterbrechend Miß Johnson.

— O ja, gewiß, Braut, wiederholte Herr Forsman etwas gereizt. Also, wir wollten . . . Aber es wäre doch nett, ein paar Worte miteinander zu sprechen; wenn Du, Liebling, vielleicht vorausgingst? Ich komme dann — — dann gleich nach. Wächstest Du nicht, Liebling?

Aber Liebling wollte das absolut nicht. Sie heftete ein paar furchtbare Brautstands-Augen, die nichts Gutes für die kommenden Eheleute weisagten, auf ihren Forsman und sagte: Verzeih, Liebster, aber wie kannst Du so töricht fragen?

— Es war wirklich sehr töricht, murmelte Herr Forsman niedergeschlagen. Entschuldige, Liebste. Gut, Bendel, ich hoffe, ich seh' Sie ein andermal. Nach und nach — ich beabsichtige, meinen Namen zu ändern. Das macht nämlich viel aus, — sagte Forsman, der immer merkwürdiger zu reden begann. Sehr viel aus, — gesellschaftlich — meinst Du nicht? Ich beabsichtige, mich Mr. van Forshead zu nennen. Wie gefällt Dir das?

— Ausgezeichnet! sagte Helge und versuchte, in denselben Targon zu fallen. Macht sich just sehr gut — erste Zahlung!

— Ja! nickte Forsman. Und Sie sehen, ich gehöre nun vielen Klubs und Sozajetis an, und da ist es politisch, Sie verstehen!

Hier überkam ihn ein Hustenanfall und er spuckte Blut. Helge konnte es nicht unterlassen, zu fragen:

— Und wie steht es mit Deiner Gesundheit, alter Freund?

— Oh, weißt Du — gut! verbesserte der Krämer eifrig. Ich gebrauche die alten Mittel weiter, aber daneben hab' ich auch neue entdeckt — Professor Benjamin Smiths aromatischen Dungenbalsam und Doktor Wiltons Blut-Kraftpillen.

— Verzeih, Liebster, ließ sich hier die scharf-säuerliche Stimme der Braut vernehmen, — willst Du eine Dame die ganze Nacht so dastehen lassen?

Helge beeilte sich, Abschied zu nehmen. Darling Miß Grace Johnson neigte steif das dekorierte Haupt und Forsman rief ihm, eifrig erklärend, nach:

— Du mußt die Straße kreuzen, wenn Du zur Hochbahn willst . . .

Im Vestibül des großen Hauses der Kennyonlinie wartete schon Mr. Seastrom. Es war ein jovialer Vierziger, der zwanzig Jahre lang das Schicksal der Linie geteilt hatte, als reisender Agent, und als Clerk in verschiedenen Hauptkontoren. Er hatte zu viel gesehen und gehört, als daß man ihn hätte verabschieden können.

— Na, sagte er gemächlich, nachdem sie eine gute Ecke in einem berühmten Austerrestaurant gefunden hatten — es ist Ihnen zu schwül geworden in der windigen Stadt.

Helge berichtete im einzelnen seine Eindrücke vom Kontor, wobei er wohl wußte, daß er damit nur Seastroms Verteidigungswaffen verstärkte.

Dieser hörte schweigend zu und nickte manchmal beifällig.

— Ach ja! sagte er. Immer die alte Geschichte!

Ein alter Whisky aus der Zeit des Bürgerkriegs floß wie Del in die kleinen, geschliffenen Becher. Vom Broadway herein tönte das Geklingel des Verkehrs draußen und brachen sich eilende Lichtschatten an den Spitzengardinen des Fensters.

Helge fühlte ein eigentümliches Kribbeln im Zwerchfell. Es war nicht Furcht, auch nicht Freude über den entscheidenden Schritt des nächsten Tages. Die Spannung hatte sich längst in eine gesammelte Fassung allem gegenüber aufgelöst, was die Zukunft auch bringen mochte. Aber wenn auch alle Fäden zer schnitten waren — es zitterte doch noch ein bißchen in den Nerven.

Er fragte nach allerhand Dingen und erhielt auch Bescheid. Herr Roth z. B., stand ja hoch in Gunst und würde ganz sicherlich in einigen Jahren viel zu sagen und großen Einfluß haben. Aber es beschränkte bloß einer Aktienspekulation und — hast du nicht gesehen — so war auch er weg.

(Schluß folgt.)

Es war einmal.

Es war ein mal ein Stern, der stieg in einer dunklen Nacht empor, so niedrig hing er in seinem mild leuchtenden Feuer über der weiten Erde, daß ihn ein Kind hätte greifen können.

Da schien es allen Menschen, es gäbe kein herrlicheres Gut, als sich den Stern zu holen und ihn als ewige Lampe am heimischen Herde aufzuhängen. Dann würde des Glückes kein Ende.

Und sie wanderten alle an den Rand der Erde, dort, wo der Stern lodend strahlte, daß man ihn pflüde. Während sie wanderten, sang es brausend in ihren Ohren wie ein Vorklang unendlicher Seligkeiten.

Wie die Menschen aber näher kamen, wich der Rand der Erde zurück, also daß sie den schönen Stern nicht erreichten.

Da glaubten die Menschen, das Volk, das zuerst am Rande der Erde angekommen, hätte den Kreis mit dem niedrig hängenden Stern darüber tückisch weiter hinausgeschleppt, daß ihn niemand ertingen könnte. So ergriff Angst und Mut die Menschen, daß das Glück ihnen entwendet würde. Und sie begannen zu eilen, immer wilder, mit blutenden Füßen und triefenden Gliedern, hungernd und dürstend. Wer nicht mehr mitkam, wurde zertritten, und der Weg zum Sterne lag voll Leichname. Und ein Rebel erhob sich von den verwesenden Körpern, dick und schwer, daß er den Himmel verfinsterte und alle rein wehende Luft verdrängte.

Da war der Stern verschwunden und kam nimmer wieder. Aber es waren etwelche Menschen, die hatten mit listigen Augen wahrgenommen, wieviel doch die Sterblichen zu leiden und sich zu mühen bereit und stark wären. Und sie sprachen zu ihren finsternen Seelen: Holla, das ist ein Wink und ein Weg für uns, die Klugen und Starken: Wenn sie denn durchaus leiden wollen und sich mühen — warum sollen wir ihnen nicht Leid und Mühe abnehmen — für uns! Wenn sie sich töten, um ihrer Sehnsucht willen, warum soll uns ihre Todsucht kein Gewinn sein!

Der Stern, der sie einst getrieben, blieb verschwunden. Nun aber traten die Klugen auf und schrieben in ein Buch:

Einmal in alten Zeiten war ein Stern, der hing so niedrig über dem Rand der Erde, daß ihn ein Kind hätte erreichen können. O ihr Blinden, daß ihr ihn nicht mehr sehet! Wir aber sagen euch: Noch leuchtet er über der Erde. Lernet nur erst ihn wieder sehen, dann werdet ihr ihn auch greifen. Der Weg aber, der zu ihm führt, wir allein wissen ihn. Arbeitet also, leidet, mordet — für uns. Und vor allem glaubt, gehoramt uns und untertan, an den Stern. Dann blinkt er wieder auf und der Weg löst sich aus dem Rebel.

So schrieben sie, und die Menschen suchten zweitausend Jahre nach dem Stern, von dem geschrieben stand, daß er einmal gewesen.

II.

Es ist einmal.

Es ist einmal — wer kann es ändern! Als die Geschlechter aber in Nöten und Schmerzen, in Mut und Qual dahingingen, und etliche Menschen anhuben, zu denken und zu grübeln, ob sie nicht einem schlimmen Wahn verfallen, der sie äffte und tötete, da traten die mächtigen Gaukler hervor und stößten ein ander Gift in die Seelen der Armen, furchtbarer noch als jenes, das sie jagen ließ nach dem Stern, den niemand noch gesehen.

Ihr zweifelt, so sprachen die Gaukler zu den Armen, o, wir preisen euch, daß ihr den Märchen nicht mehr traut. Aber noch törichter wär's, wenn ihr euch nun auflehntet wider das Geseh, dem niemand zu entinnen vermag. Es war einmal — ein albern Märchen für Kinder! Euer Schicksal aber ruft: Es ist einmal, und darum muß es so sein. Wacht auf von den Träumen der Vergangenheit und erkennet die Lehre des Gegenwärtigen: es ist einmal so und wird niemals anders werden.

Da kam eine große Trauer über die Menschen. Ihre Herzen schrumpften, und die Flügel ihrer Seelen brachen. Sie glaubten an nichts mehr, und alle Sehnsucht und Begeisterung schwand aus der Welt. Jeglicher quälte sich an der Stelle durchs Dasein, wo ihn der Zufall hingeworfen. Wisweilen griffte aus flackernden Augen ein giftiger Hauch, den sie sich künstlich gezeugt, um der unentrinnbaren Gegenwart zu vergessen. Dann lallten sie, als ob sie ein Glied über alle Massen ergreifen hätte. Und sie füllten die Erde mit kleinen bleichen Kindern, die schon in der Wiege kläglich wimmerten, wie unter hoffnungslosem Schicksal, daß alles so sein müsse, wie es sei.

Wenn aber in einem Kinde die alte Feuerseele des Menschen glühte, dann schlug es nur ein mal nach der Geburt die Augen auf, und in ihnen brannte tief verzweifelte Anklage: Ich weiß, daß ich um mein Leben betrogen werde, so will ich es nicht erst leben.

Darum sterben so viele kleine Kinder. Es ist einmal sol Ran muß Leben und Sterben nehmen, wie es ist. Kein Stern leuchtet mehr.

III.

Es wird einmal sein!

Komm, kleine Ruth, und setz dich zu mir unter den Weis-

nachtsbaum, der Stern leuchtet leibhaftig von ihm, nach dem sie einst suchten. Als neulich der gute Nikolaus zu dir kam, mit dem mächtigen Bart und mit sanfter Stimme dich hieß, deine Verse zu sagen, da wudest du rot und plappertest schnell:

Ich bin klein,
Mein Wunsch ist klein,
Liebe Mama, du sollst glücklich sein!

Als ich dich aber fragte, ob dir der Nikolaus auch für dein Verlein etwas geschenkt, da sagtest du: Ja, Äpfel und Nüsse, weil ich artig war.

Und wenn du nicht artig gewesen wärest? Da zogst du deine Stirne kraus und meintest: Mama hätt' mir fiffiso Äpfel und Nüsse geschenkt?

Fiffiso — das ist dein großes Vertrauen, das dich mit leichten Füßen durch diese Welt geleitet, die für dich kein Nebel hat. Fiffiso — fiffiso muß dir dein Glück werden. Es gibt keine Angst, es gibt keine Schranke.

Fiffiso, das ist deiner vierjährigen Weisheit Lieblingswort. Wir Großen pflegen zu sagen: sowieso.

Es wird einmal sein — all das Licht des Lebens, zu dem du mit leichten und sicheren Füßen springst. Das Licht winkt von morgen!

Und am Rande meiner Erde leuchtet mir wieder der Stern auf, gerade so hoch, wie die Arme von Fräulein Fiffiso greifen können.

Aber es ist gar nicht mehr mein Fräulein Fiffiso. Millionen von diesen Sternen blinken so niedrig über der Erde. Jeder Mensch hat irgendwo so einen heiligen Stern.

Und das ist der Sinn unserer Welt und unseres Lebens: Zu sorgen, daß all die Millionen Sterne wandeln dürfen, den Kreis ihres Daseins erfüllen, nicht gescheucht und erblinnet von den Rebellen zerstörenden und verzagenden Menschenwahns.

Die Vergangenheit ist leer, die Gegenwart tot, nur die Zukunft lebt.

Wir wissen von keiner Angst mehr, wir wandern hinaus. Ihr wollt uns schrecken, ihr Gaukler, ihr wollt uns täuschend verlocken? Fiffiso — schenkt uns die Erde Äpfel und Nüsse.

Die Sterne wandeln mit uns, das Glück folgt denen, die da sagen:

Es wird einmal sein!

Die großen Erfindungen gehören der Menschheit.

Ein französischer Gelehrter, Dr. Mettré, vertritt die These, daß die größten Erfindungen und Entdeckungen des Menschen nicht von einzelnen Individuen, sondern von der gesamten Menschheit gemacht worden seien. Es sei genau so wie mit der Sprache, die nicht von den Schriftstellern und Literaten, sondern vom ganzen Volke gebildet worden sei: später erst seien die Literaten gekommen, um sie zu formen und zu läutern und den Ruhm, der sich daraus ergab, für sich allein in Anspruch zu nehmen.

Nach Mettré war der erste Antrieb zu jeglicher Erfindung das Bedürfnis: der Mensch mußte sich Nahrung suchen und sich gegen die wilden Tiere schützen, wenn er nicht wieder von der Erdoberfläche verschwinden wollte. So fand er das Feuer, die Schutzwaffen, die Kleidung, mit der er seine Blöße bedeckte, die Behälter für die Aufbewahrung der Lebensmittel und die Gefäße, in denen die Lebensmittel gekocht werden sollten. Die Gleichheit der allen Menschen gemeinsamen Naturtriebe hatte eine Gleichheit der Ergebnisse zur Folge: so sind die Geräte und die Waffen der ersten Menschen, welcher Rasse diese Menschen auch angehört haben mochten, den Werkzeugen noch jetzt im Zustande der Bildung lebender Völker gleich oder mindestens doch ähnlich. Aber man hat keine Spur von dem, der sie erfand, und sie erscheinen als das langsame, allmählich zu voller Entwicklung gelangte Werk der Gesamtheit. Das erste Schiff war ein Baumstamm, der auf dem Wasser trieb; dann kam man auf den Gedanken, ihn auszuhöhlen und zu lenken, indem man den Wind ausnutzte und Segel, Steuer und Ruder herfertigte; ein Mensch allein hätte alle diese Erfindungen, die stufenweise fortschritten, nicht durchzuführen können. Und ebenso erforderten die Zeitfeststellungen, die Wasseruhr, die Sonnenuhr usw. Beobachtungen und Veränderungen, die sich über Jahrhunderte erstreckten, ehe sie zu der heutigen Vollkommenheit gelangten.

Es gibt allerdings Teilerfindungen — wir nennen nur das Rad, die Drehscheibe, den Transmissionsriemen —, die sicherlich das Werk einer höheren Intelligenz gewesen sind, deren Ursprung wir aber nicht feststellen können. Auch bei den großen Erfindungen, die schon in historischen Zeiten gemacht worden sind — Kompaß, Schießpulver, Papier, Schriftzeichen usw. — läßt sich die Genealogie nicht mit Sicherheit aufstellen; die Forschungen der Gelehrten machen das Problem noch verwickelter, denn sie entdecken Vorstufen und Zwischenstufen, die im Dunkel geblieben sind, wie die vielen Fossilien, die der Paläontologie entdeckt. Im allgemeinen hat jede Erfindungskategorie vielsache und durch keinen bestimmten Namen gedeckte Ausgangspunkte; ganz plötzlich wird die in groben Umrissen bereits

vorhanden gewesene Erfindung, die lange stationär geblieben ist umgewandelt und vervollkommnet; aber es ist nicht leicht, die Urheber dieser verschiedenen Umwandlungsprozesse festzustellen.

Den Fortschritt verdankt man nicht jeder einzelnen Intelligenz die die richtige Formel findet, sondern weit eher der ganzen Gesellschaft, die diese Formel verlangt, annimmt und fördert. Und das gilt selbst für Erfindungen aus einer uns ganz nahe liegenden Zeit, wie Gasbeleuchtung, Äthylenbeleuchtung, Elektrizität u. a.; wenn wir uns da an bestimmte Namen halten, suchen wir eben nur eine Vereinfachung, die mit der Wahrheit im Widerspruch steht, und die die Rechte zahlloser Gelehrter und Forscher, welche lange und erfolgreich an dem Problem gearbeitet haben, verletzt. Wer hat das Fahrrad und das Automobil erfunden? Der gewissenhafte Forscher, der allen gerecht werden wollte, würde in ein wahres Wirrwarr von Namen geraten; nur irgend ein entscheidender Fortschritt ist der Intelligenz eines einzelnen Menschen zu verdanken; er löst die Arbeit der Menschheit ab und ersetzt mehrere Generationen von Forschern. Mit einem Worte: eine große Erfindung ist die Resultante der Einzelarbeiten einer Reihe von Forschern; typisch ist in dieser Hinsicht die Erfindung der dynamo-elektrischen Maschine, an deren Konstruktion Gelehrte und Forscher wie Frey, Dufay, Wille, Canton, Franklin u. a. beteiligt waren; jeder trug einen Stein zu dem gemeinsamen Bauwerk hinzu.

Merkwürdig und interessant ist auch der Einfluß, den die Zeit und das soziale Milieu auf das Erscheinen gewisser Erfindungen ausüben: so vervollkommneten sich die chirurgischen Instrumente hauptsächlich im 15. und 16. Jahrhundert, und das war eine Folge der vielen Kriege und der Verletzungen, die durch die neuen Feuerwaffen verursacht wurden. In der Textilindustrie zählt man in der Zeit von 1795 bis 1814 in Frankreich und Italien nur sieben Patente; von 1814 bis 1820 läßt sich überhaupt keins nachweisen; dann aber steigt die Zahl plötzlich von 3 bis auf 8 und 10 Patentgesuche pro Jahr, und von 1830 bis 1848 wurden mehr als 90 Gesuche erledigt. . . Die Lücke zwischen 1814 und 1820 ist um so bezeichnender, als in derselben Periode auch bei den englischen Patentgesuchen für die Seidenindustrie dieselbe Unfruchtbarkeit zu beobachten war. Die politische Lage Europas hielt eben jede industrielle Entwicklung zurück. Und dieser Einfluß, den das Milieu ausübt, erklärt auch, weshalb bestimmte Erfindungen in einer Epoche weit eher gemacht werden als in einer anderen Zeit. Oft liegt ein großer Zeitabstand zwischen dem ersten Aufleimen einer Erfindung und ihrer Verwirklichung, die bestimmte Fortschritte in der Industrie, große Kapitalien, besondere technische Kenntnisse usw. erfordert. Das elektrische Licht, das um 1800 von Davy entdeckt wurde, gelangte für die Beleuchtung erst um 1860 zur Verwendung. Papin und Fulton hatten keinen Nutzen von ihren Erfindungen, die später der Menschheit so große Dienste leisteten sollten. Crebillon, der große Chemiker, versuchte vergebens, die von ihm erfundenen Stearinkerzen in den Handel zu bringen; ein Unbekannter namens de Mily war es, der ein paar Jahre später das Problem industriell löste und die Erfindung eines anderen verwertete.

Kurz, man kann sagen, daß alle Entdeckungen, alle Erfindungen, alle Maschinen, die dem Menschen das Leben erleichtern und seine Macht vergrößern, eine Frucht des Zusammenarbeitens einzelner Menschen und der ganzen Menschheit sind: sie sind sozusagen eine „soziale Tat“. Und charakteristisch und originell ist der Schluß, zu dem Dr. Mettré gelangt. Wenn die Erfindungen der gesamten Menschheit gehören, sagt er, ist es widersinnig, diesem oder jenem Individuum, das sie verbessert oder eingeführt hat, ein Monopol zu verleihen. Es kommt niemand in den Sinn, einem Gelehrten, der ein neues wissenschaftliches Gesetz entdeckt oder eine Naturerscheinung festgestellt hat, ein Patent zu geben; daher sollten auch die Erfinder keine Monopole haben. Die Erfinder müßten den allgemeinen Gesetzen des Handels und des freien Wettbewerbes unterworfen sein, und die Erfindungen müßten der ganzen Menschheit, die daran so wirksam und unermüdet mitgearbeitet hat, gehören. . .

Ein Altmeister der Insektenforschung.

Jean Henri Fabre hat das gleiche Schicksal gehabt wie viele bedeutende Männer, die ihre eigenen Wege gingen, ihre besonderen Methoden anwandten. Zunächst übersehen, verkannt, dann befördert, abgetan, ward ihm erst im höchsten Alter das Glück, seine Verdienste anerkannt zu sehen. Seine Lebensbahn hat nie auf der Sonnenseite gelegen. Dem Manne, der zweifellos der größte der heutigen Insektenforscher und Kenner ist, wird erst nach sechzigjähriger aufopfernder Betätigung im Dienste der Wissenschaft öffentliche Ehrung und Anerkennung zu teil.

Als Kind einfacher, armer Bauersleute kam der Nestor der Insektenforschung am 21. Dezember 1823 in Saint Réons, einem kleinen französischen Dorf, zur Welt. Schon in dem Kinde kündete sich der spätere „Homer der Insekten“, wie ihn Viktor Hugo so treffend genannt hat. Vorfuß, im ärmlichen Kittelchen, streift er auf den Feldern umher und alles, was da krecht und flucht, war ihm vertraut. Der Lehrer der Dorfschule war bei dem allzeit wissens-

durstigen Knaben mit seiner Wissenschaft halb am Ende. Aber schließlich gewonnen dem jungen Jean Henri sein Fleiß und seine Intelligenz eine Freistelle an der Schule in Avignon. Die Ausnutzung jedes freien Augenblicks zur Weiterbildung brachte ihm den Erfolg, daß er als Vierzehnjähriger schon die Berechtigung erhielt, an höheren Schulen zu unterrichten. Da fiel ihm eines Tages ein Werk in die Hände, das Léon Dufour, einen eifrigen Insektenbeobachter, zum Verfasser hatte. Das war für ihn der Ansporn, sich mit der Lebensweise der Insekten zu befassen, die er schon von Jugend an liebte. Fünfzehn Jahre lang bemühte er sich so, bei kümmerlichem Gehalt dem toten Schulprogramm und der lebendigen Natur zugleich gerecht zu werden. Wie es ihm dabei erging, erzählt er hier und da in seinen Werken heiläufig. So erfahren wir, daß er fast nur von Erbsen, Zwiebeln und Olivenöl lebte, um die Anschaffung naturwissenschaftlicher Werke und Apparate zu ermöglichen. Schließlich geriet er mit den offiziellen Schulbehörden in Zwist und mußte das Lehramt aufgeben, um sich in die Einsamkeit eines Provinzialischen Dorfes zurückzuziehen, und Serignan war seitdem der Sitz unermüdlicher Forscherarbeit.

Ein Häuschen, inmitten von Bäumen und Gärten, gleich vor dem Eingang zum Dorf ist des Einsiedlers von Serignan Wohnsitz. Hier entstanden seine „Souvenirs Entomologiques“, mit deren Veröffentlichung er im Jahre 1878 begann. In zehn Bänden führt uns der große Insektenforscher das Leben vieler Insekten vor in einer Darstellung, die ihresgleichen sucht. Fabre hat eine erstaunliche Darstellungsgabe, ein bedeutendes Erzählertalent. Wie spannend weiß er das Leben und Treiben des Maulkäfers, der Mauerwespe, der Gottesanbeterin und hundert anderer Geschöpfe, die unser Fuß unachtsam zertritt, zu schildern. Daß die Honigbiene, die Ameisen, wunderbar eingerichtete Staatswesen besitzen, das ist allgemein bekannt. Daß aber auch der Mistkäfer und die Heuschrecke ebenso wunderbare Geheimnisse bergen, das hat sich mancher wohl in Traum nicht befallen lassen, und vor Fabre hat sich kaum jemals ein Forscher angelegentlich mit diesen armen Geschöpfen beschäftigt, wenigstens nicht in einer Weise, die für den Laien und den zünftigen Naturforscher zugleich von ungeheurem Interesse ist. Beim Lesen des Fabreschen Lebenswerkes gehen dem Laien ungeahnte Horizonte auf, er schaut in eine Welt, von deren Dasein er sich nichts träumen ließ, er erfährt zu seiner freudigen Ueberraschung, daß das armselige Käferlein, das er gestern noch überfah oder zerknüchte, denkt und fühlt, ja, daß es in manchen Dingen dem über ihn hinwegschreitenden Riesen unendlich überlegen ist. Alle Insektengruppen, Tausendfüßler, Skorpione und Spinnen haben Fabre beschäftigt und viele von ihnen hat er gezüchtet.

Treffend hat der flämische Dichterphilosoph Maeterlinck einmal sich darüber ausgesprochen, was Fabre für die Wissenschaft geleistet hat: „Fabre“, so heißt es da, „ist der Entschleiher einer neuen Welt, denn — so befremdlich dies in einer Epoche klingen mag, in der wir alles zu kennen glauben, was uns umgibt — die Mehrzahl jener in den Nomenklaturen so peinlich genau beschriebenen, so gelehrt klassifizierten und oft so barbarisch getauften Insekten hatte man vor ihm fast niemals hinlänglich als lebende Wesen beobachtet, noch sie gründlich genug in allen Phasen ihres vorübergehenden, kurzen Erscheinens befragt. Er aber hat, um ihnen ihre kleinen Geheimnisse abzuloden, die die Kehrsseite der größten Geheimnisse sind, fünfzig Jahre eines einsamen, verkannten, ärmlichen Daseins geopfert, das oft genug an das Elend grenzte, aber löslich durchleuchtet wurde von der Freude, die die Erkenntnis einer Wahrheit begleitet, die doch recht eigentlich die menschliche Freude ausmacht. Es sind aber doch recht kleine Wahrheiten, wird man sagen, die uns die Lebensgewohnheiten einer Spinne oder Heuschrecke lehren können. Allein es gibt keine kleinen Wahrheiten, sondern nur eine einzige, deren Spiegel für unsere unzuverlässigen Augen zerbrochen scheint, von denen indes jedes Bruchstück, mag es die Bewegung eines Gestirnes zurückstrahlen, oder den Flug einer Biene, das oberste Gesetz einschließt.“

Kleines feuilleton.

Die wilde Jagd. Wenn die Winterstürme durch das Land brausen, dann wird die uralte Sage von der wilden Jagd wieder lebendig und es ist kein Wunder, daß furchtsame und unerfahrene Menschen mit reger Phantasie in dem gewaltigen Orchester eines nächtlichen Wintersturmes die wilde Jagd zu sehen und zu hören glauben, und sehr oft kommen noch besondere Umstände hinzu, so besonders die laujenden und jchreienden Scharen nächtlicher Zugvögel, die diesen Aberglauben hervorrufen und selbst vorurteillose Leute in Verwirrung bringen. So erzählte ein alter Offizier ein merkwürdiges Erlebnis aus dem letzten Striege, das hierher gehört. „Es war in dem außerordentlich strengen Winter zu Anfang des Jahres 1871,“ so berichtete er, „als wir uns auf der Verfolgung der Bourbonnischen Armee im Süden Frankreichs befanden. Eines Abends erhielt unser Bataillon den Befehl, die Nacht durchzumarschieren, um am nächsten frühen Morgen einen bestimmten Ort zu besetzen. Nach stundenlangem Marsch näherten wir uns um Mitternacht einem Walde, dessen Konturen in der Dunkelheit

nur schwach zu erkennen waren. Unter den größten Vorichtsmaßregeln marschierten wir in lautloser Stille vorwärts. Da plötzlich machte die Letzte Halt und gleich darauf stand das ganze Bataillon still, alles horchte gespannt nach vorn und nun vernahmen wir ein sonderbares, saujendes und preisendes Geräusch, das schnell näher kam und immer stärker aufschwoll. Jetzt war es dicht vor uns, scharlle und tiefe Schreie ertönten in wildem Chor durcheinander, das Brausen wurde immer mächtiger und jetzt kam es so dicht über uns, daß wir alle uns unwillkürlich bückten und viele sich auf die Erde legten. Während wir so ganz entsetzt der Dinge harrten, die sich nun ereignen würden, wurde das Geräusch allmählich schwächer, um bald ganz zu ersterben. Niemandem von uns war etwas gesehen, und niemand hatte irgend etwas gesehen, es war eine Geistererscheinung. Erst nach und nach löste sich der unheimliche Mann, der auf allen unseren Leuten lag, die doch in zahlreichen Schlachten und Gefahren ihre Kaltblütigkeit und ihren Mut bewiesen hatten, und allmählich ging es flüsternd durch die Reihen, daß die „wilde Jagd“ über uns dahin gefahren sei. Wir haben später oft am Lagerfeuer darüber gesprochen, aber noch heute kann ich mir die seltsame Erscheinung nicht erklären.“ so schloß der Offizier seine Erzählung. Sicher hat es sich hier um ein großes Vogelheer auf dem Zuge gen Süden gehandelt.

Es ist außer allem Zweifel, daß besonders im Spätherbst und Frühwinter durch die bei Nacht in unermesslichen Scharen nach Süden ziehenden Vogelheere bei vielen Leuten, die den unheimlichen, larmenden Zug über sich hinwegbrausen hören, der Glaube hervorgerufen wird, daß das gespenstische Heer des wilden Jägers durch die Lüfte ziehe, denn trotz des furchtbaren Getöses sieht man nichts oder höchstens einen dunklen Schatten durch die Luft gleiten. Aber auch noch andere zufällige Ursachen können den Glauben an den wilden Jäger aufrecht halten.

Hygienisches.

Kuchen und Süßigkeiten spielen in den Weihnachtstagen eine große Rolle, besonders für die Kinder. Man hat dieses Fest — wegen seiner Folgen — daher auch das Fest der verdorbenen Mägen genannt. Denn die lieben Kleinen hören oft nicht auf, wenn es am besten schmeckt, sondern stopfen so lange hinein, als es geht. Gute Tanten fördern dergleichen noch, denn das Kind muß auch seine Freude haben, sagen sie. Gewiß, aber doch keine Freude, die seiner Gesundheit schädlich sind.

Oft merkt man erst lange hinterher — schreibt der „Naturarzt“ — wie schwer man sich geschadet hat. Zum Kuchen kann man nur ganz feinstemehlendes Getreide verwenden, Kuchen weiß gebesteltes Mehl, aus dem alle größeren Teile der Schale des Getreidekorns entfernt worden sind. Aber gerade diese groben Teile der Schale sind für unsere Gesundheit ganz unentbehrlich. Denn sie enthalten dreimal soviel Kalk und Eisen, überhaupt Mineralstoffe, als das ganze übrige Roggenkorn. Kalk aber braucht man zum Aufbau gesunder und starker Knochen und Eisen und die übrigen Mineralstoffe zum Aufbau eines gesunden Blutes. Diese Mineralstoffe aber finden sich im Kuchen fast gar nicht. Man sollte den Kindern wenigsten kleiehaltigen Schrotmehlkuchen geben. Der weiche Kuchen aber klebt leicht an den Wänden der Därme fest, regt sie nicht an zu kräftiger Bewegung, und die schädlichen Bazillen, die sich namentlich bei übermäßigem Essen im Darm ansammeln und dort Fäulnis hervorbringen, können bei weicher Kuchenkost recht ungestört und vergnügt im Körper wuchern. Auch die Zähne leiden durch das viele Süßigkeitnaschen, durch den Mangel Kleieiden, derben Brotes; dagegen wirken die Kleieteilchen wie die Zahnbürsten und nehmen alle Unreinlichkeiten von den Zähnen weg. Auch bauen sich die Zähne besser auf, wenn viel Kalk im Brote ist.

Und nun gar erst das Zuderzeug! Der Zuder enthält keine Spur von Mineralsalzen, die man ihrer Wichtigkeit wegen „Nährsalze“ genannt hat. Die Zuderschleuderei ist so gefährlich, daß ein amerikanischer Arzt (in Chicago) sogar verlangt hat, man solle ein Gesetz machen, das den Verkauf von Süßigkeiten an Kinder mit Strafe belegt. Ein solches Gesetz ist aber gar nicht nötig; denn die Natur legt dem Kinde, das zuviel Süßigkeiten isst, schon ganz allein die härteste Strafe auf, indem sie es krank macht. Und wenn erst die Eltern wissen, daß das viele süße Zeug für die Kinder Gift ist, dann werden sie schon allein dafür sorgen, daß die allzugroße Zuderschleuderei aufhört.

Es gibt ja Süßigkeiten, die man tüchtig genießen kann, die nur wohl bekommen können: süße Früchte. Der Zuder, den die Natur in unseren Früchten, in Äpfeln, Birnen, Pflaumen, Kirchen, ja selbst in den ausländischen Früchten, den Bananen, Datteln und Feigen, durch die Sonne zubereitet, der ist gerade die rechte Speise für unsere Kinder. Denn unsere Früchte sind für drei Sinne ein richtiges Labial: für den Geschmack, für den Geruch und für das Auge.

Verichtigung. In dem Referat über neue Kunstbücher (Unterhaltungsblatt Nr. 247) ist bei folgenden Werken: Karl Schuch von Karl Hagemeister und Max Liebermann von Erich Hande irrtümlich ein falscher Verlag angegeben. Sie sind nicht bei Paul Cassirer, sondern bei Bruno Cassirer, Berlin W 35, erschienen.